

„Der große Hodini“

KURZGESCHICHTE Mit diesem Text – und einer eindrucksvollen Bewerbung – wurde Stephan Roiss zum Stadtschreiber 2017

Es ist ziemlich makaber, was der Protagonist in dieser prämierten Kurzgeschichte von Stephan Roiss erlebt. Er wird hin- und hergerissen zwischen der Diagnose Krebs und der Erkenntnis, dass alles doch gar nicht so ist. Oder jedenfalls nicht so schlimm.

Das Wandeln zwischen den beiden Welten, gespickt von immer wieder auftauchenden Überraschungen hat die Jury überzeugt. Auch wenn die geschilderten Umstände an makaberer Augenblicke nicht gerade arm sind, gelingt es Stephan Roiss, sie sprachlich immer wieder einzufangen.

Silvana war außer uns die einzige im Bus, die bisher noch nie am Meer gewesen war. Auf der Fahrt Richtung Atlantikküste saßen wir neben ihr und malten uns aus, wie wir bald gemeinsam mit Silvana zum ersten Mal in heranrollende Wellen laufen würden.

Als wir beim Masturbieren unseren rechten Hoden berühren, geht die vorgestellte Welt schlagartig unter. An Sex ist nicht mehr zu denken. Wir klappen den Laptop auf, werfen die Suchmaschine an. Sind wir das oder bebt bloß der Boden? An Schlaf ist nicht mehr zu denken.

„Das sieht nicht gut aus.“ Der Urologe fährt mit der Sonde in unserem Schritt auf und ab und betrachtet währenddessen den Monitor hinter uns. „Da ist wirklich etwas, das dort nicht hingehört.“ Er zieht die Handschuhe schnalzend ab, lässt sie in den blauen Müllsack neben der Liege fallen und sieht uns in die Augen. „Sowohl der Tastbefund als auch der Ultraschall sind eigentlich eindeutig. Da ist ein Tumor.“ Krebs. „Ich weiß, das ist ein ziemlicher Schock aufs Erste, aber das Wichtigste vorweg: Sie werden nicht sterben. Hodenkrebs ist in allen Stadien sehr gut heilbar.“ Krebs. „Kennen Sie Lance Armstrong, den Radsportler? Der hatte auch Hodenkrebs und hat nach seiner Heilung sechsmal die Tour de France gewonnen. Gut, er war gedopt, aber das ist wieder etwas anderes.“

„Das sind keine Angriffstiere“, sagte Silvana und winkte uns zu sich. „Komm, die tun dir nix.“ Wir standen auf dem schmalen Pfad, der zum Strand hinunter führte, umringt von einer Ziegenherde. So viele bimmelnde Glöckchen und so viele Hörner auf Höhe unserer Eingeweide.

Wir erwachen in einem Raum. Das ist dann wohl der Aufwachraum. Unser Rachen fühlt sich rau an und unsere Nase wie betäubt. Wir sind heiser vom Schnarchen. Eine Schwester steht neben unserem Bett. Wir sind peinlich berührt. Jetzt erst begreifen wir die Situation: „Wie ist die Operation verlaufen?“ Unsere Stimme hört sich seltsam fern an.

Neben uns schreit plötzlich ein Mann: „Oh mein Gott! Ich habe keine Beine mehr!“

Die Schwester wendet sich unserem Nachbarn zu: „Das ist richtig, Herr Musil. Seit 13 Jahren.“

Klammern aus Titanium halten das zerklüftete Fleisch

in unserer Leiste zusammen. Kein anderes Metall, wurde uns am Vortag erklärt, wird vom menschlichen Körper so gut angenommen. Wir tasten über diese Reihe aus silbrigen Drahtstückchen und fühlen uns an Spiralbindung erinnert. Wir tasten weiter nach unten. Weg. Der große Hodini ist einfach verschwunden. „Es ist alles optimal gelaufen“, sagt die Schwester.

Blau vor Augen. Wir sahen das Meer schon von Weitem. Es glänzte und glitzerte durch das Laub der Bäume, durch die Fenster im Fels, dann lag es vor uns. Ein maßloses Kraftfeld. Dahinter ein Rand der Welt. Silvana war unsere zweite große Liebe. So groß, dass wir beschlossen, die erste nicht zu zählen.

Eine Ärztin, die wir noch nie zuvor gesehen haben, setzt sich ans Fußende unseres Bettes. „Die Computertomografie war nicht eindeutig. Wir sehen in ihrer Lunge vier kleine Herde. Die können pathologisch auch völlig irrelevant sein. Vielleicht sind es aber auch Metastasen. Zugegeben, das wäre ungewöhnlich. Wenn sich Hodenkrebs ausbreitet, greift er nämlich normalerweise zuerst Lymphknoten im Bauchraum an und dann erst andere Regionen, wie eben zum Beispiel die Lunge. Ihre Bauchraum ist völlig in Ordnung. Aber wir müssen auf Nummer sicher gehen.“

Zuerst musste der Typ kapieren, dass wir kein Spanisch können, dann mussten wir kapieren, dass er uns Haschisch andrehen will und dann musste er wieder kapieren, dass wir kein Interesse hatten. Als wir uns wieder umdrehten, konnten wir Silvana im Strandgewimmel nicht mehr entdecken. Wir gingen alleine zum ersten Mal ins Meer.

Wir wandeln leicht radioaktiv von Ambulanz zu Ambulanz, den gelben Pfeilen folgend. Die Untersuchung, die als alles entscheidende angekündigt worden war, hat nichts entschieden. Sie haben uns umsonst mit Kontrastmittel vollgepumpt, die Isotope umsonst in unsere Blutbahn geschossen. Alle bildgebenden Verfahren haben ihnen nicht geholfen sich ein Bild zu machen. Sie können nicht sehen, ob die kleinen Herde von Krebs befeuert sind oder nicht. Darum wollen sie uns noch einmal operieren. Sie wollen an zwei Stellen unsere Flanke öffnen: einmal für die Kamera, einmal für die Fingerübung der Chirurgen. Sie operieren einen der vier Herde aus uns heraus und schneiden ihn dann in Scheiben, legen sein Innerstes frei, um endlich sein wahres Wesen zu bestimmen. Am Vortag des Eingriffs markiert uns eine Ärztin mit grünem Edding. Knapp unter unserem letzten Rippenbogen malt sie ein Kreuz. Hier bitte ist Siegfried zu verwunden.

Wir erwachen. Tränen schießen uns in die Augen, der Schmerz rollt von der rechten Brusthälfte über die Schulter und wieder zurück. Und noch einmal. Wir schnappen nach Luft, es soll aufhören, sofort, wir bringen nichts zustande außer japsende Laute.

„Was habt ihr dem gegeben? Traubenzucker?“ ruft je-

mand und blättert in den Zetteln eines Klemmbretts. „Seid ihr wahnsinnig? Bei der lächerlichen Dosis würde ich auch schreien wie am Spieß. Der Mann hat zwei Schnitte in der Lunge, verdammt!“

Jemand hängt uns eine Infusion an.

„Gleich wird es besser. Das ist ein Schmerzmittel.“

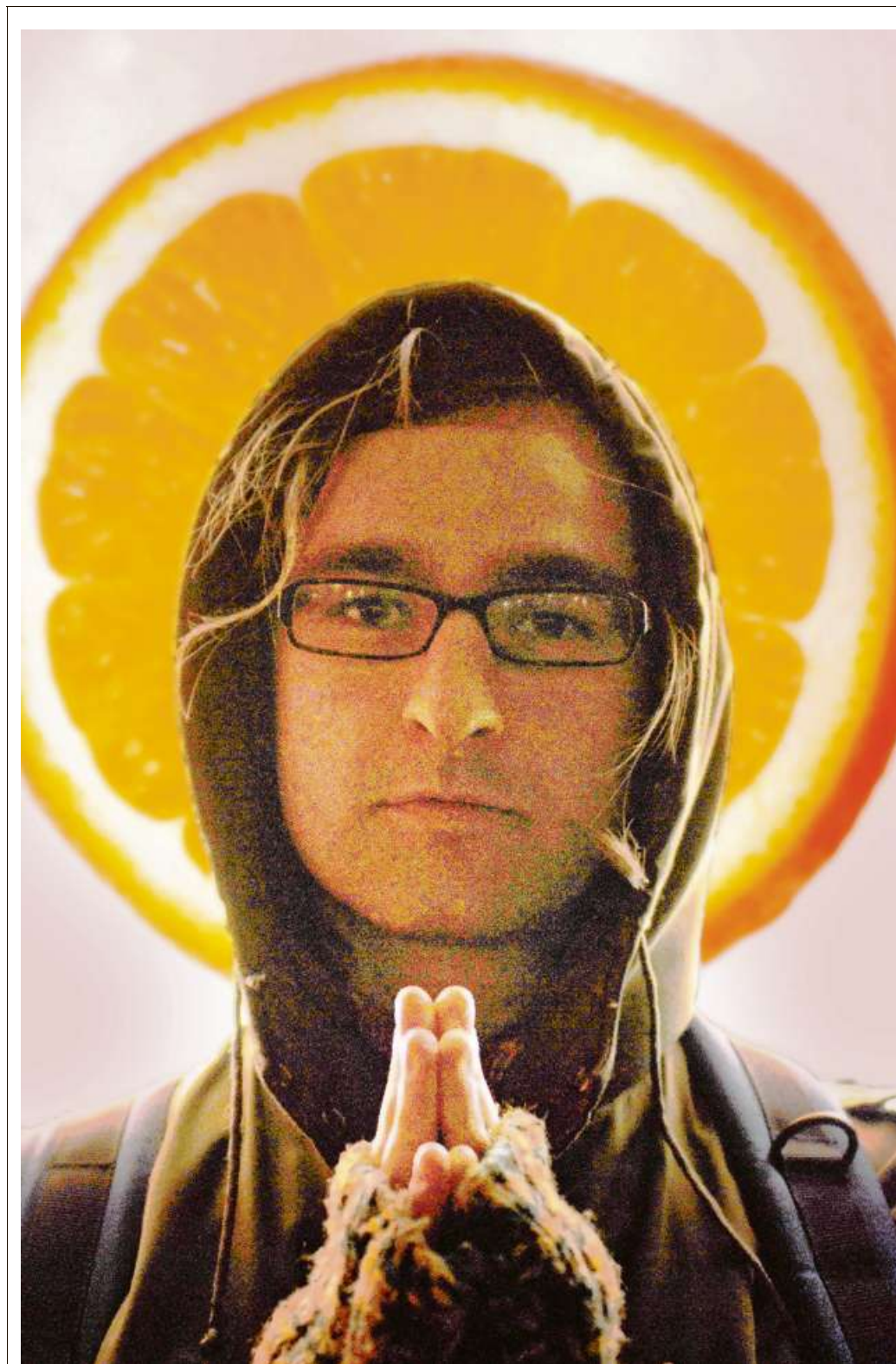
Gleich. Gleich. Gleich. Aus unserer Lunge ragt ein transparenter Schlauch. Bei jedem Atemstoß rückt darin Blut aus unserem Körper in Richtung eines Behälters vor. Die Blutdruckmanschette auf unserem rechten Oberarm pumpt sich alle zwei Minuten auf und hält unseren Bizeps für einige Sekunden fest im Griff. Neben uns ein Monitor. Wir können nicht lesen, was er anzeigt. „Ruhepuls 70“, sagt jemand.

Wir spürten die Wogen und waren angetan, aber wir hatten doch hingerissen sein wollen, haltlos geborgen. Wir standen lange in den Wellen und waren angetan. Später kletterten wir über die Felsen, um den Ziegen aus dem Weg zu gehen. Auf der Rückfahrt saß Silvana nicht neben uns. Wir hörten, wie sie ihrer Sitznachbarin erzählte, dass sie die Wellen noch fühlen kann, wenn sie die Augen schließt. Wir schlossen die Augen. Stimmt doch gar nicht.

Schon in der Nacht nach der ersten Operation haben wir es probiert und sind erleichtert gewesen. Nun liegen auch die Testergebnisse der Mediziner vor. Der kleine Hodini, von nun an auf sich allein gestellt, produziert genug Testosteron. Die Qualität der Spermien jedoch ist gesunken und wird noch weiter sinken, durch die präventive Chemotherapie. Deshalb lagert ab jetzt Sperma von uns in den Kellerräumen des Krankenhauses, in einem Behälter mit flüchtigem Stickstoff. Öffnet man ihn, treten kalte, weiße Schwaden aus.

Unsere Reisegruppe war im Landesinneren, in einem alten Kloster untergebracht. Wir schlichen nachts durch leerstehende Kapellen und krochen in Schutz gotischer Arkaden in unsere Schlafsäcke. Wir erwachten in den frühen Morgenstunden. Der Geruch eines heruntergekommenen Lagerfeuers, ein rülpsender Wildteich, ein Glutstock, eine dünne Rauchsäule, verirrte Libellen. Silvana saß aufrecht neben uns und rauchte. Wir gaben vor, sie wärmen zu wollen und setzte uns hinter sie, begannen ihre Oberarme sanft zu reiben und ihren Rücken zu streicheln. Silvana rauchte. Wir froren. Wir krochen wieder in unseren Schlafsack zurück.

Drei Tage nach der Lungenoperation zeigen wir der Schwester, den blutigen Schleimbrocken, den wir ins Waschbecken gespuckt haben. „Das ist ganz normal, dass die Lunge ein wenig beleidigt ist“, sagt sie. Wir unterdrücken den Impuls zu lachen. Jedes Lachen, jedes Husten, jeder Schluckauf bedeutet schmerzhaftes Erschütterung. Die Schwester verlässt den Duschraum wieder. Wir bleiben zurück, verschließen die Tür, ziehen uns aus, betrachten uns im Spiegel. Blasse Haut, glasierte Augen. Hallo. Eineiger



Der Autor, Musiker und Performance-Künstler Stephan Roiss, hier in einer ikonenhaften Selbstdarstellung, startet Sonntag seine dreimonatige Amtszeit als Stadtschreiber 2017. Foto: privat

AMTSEINFÜHRUNG

Hamburgs neuer Stadtschreiber stellt sich im Schloss vor

Bergedorf (upb). Am Sonntag, 30. Juli, bekommt Bergedorf seinen neuen Schloss-Schreiber – und Hamburg den Stadtschreiber 2017: Die öffentliche Amtseinführung des Österreicherers Stephan Roiss beginnt um 18 Uhr im Schloss. Gäste sind willkommen (Eintritt frei).

Roiss ist als Autor, Musiker und Performance-Künstler aktiv. Der 33-Jährige aus Ottenheim bei Linz wird für drei Monate zum öffentlich tätigen Hamburger Literaturschaffenden, wobei er den August über zunächst im Bergedorfer Schloss arbeitet, im September dann im Schmidt-Theater auf der Reeperbahn und zum Oktober in die Kulturwerkstatt am Harburger Binnenhafen wechselt.

An allen Stationen wird er zu Lesungen und anderen Events einladen. Manchem Hamburger Kultur-Fan ist er bereits aus dem Gängviertel bekannt, wo er 2016 während seines mehrwöchigen Aufenthalts ein Konzert, eine Lesung und eine Ausstellung präsentierte.

Zwilling. Die große Vernunft des Leibes hat endgültig versagt.

Durch die Tür des Duschraums hören wir, wie unser Zimmerkollege die Schwester fragt: „Darf ich ihnen was Persönliches sagen?“

„Ja.“

„Was Persönliches...“

„Ja.“

„Fesche Frisur haben sie.“ Wir haben Silvana einmal geküsst. Nicht im spanischen Atlantik. Auf der Linzer Landstraße. Nach einigen Stunden gemeinsamen Schwänzens im

Schwänzercafé erzählten wir Silvana an der Straßenbahnhaltstelle, dass wir eine Wette laufen haben. „Es geht um 500 Schilling.“ Sie lächelte, zog an ihrer Zigarette. „Mach schon.“

Die Schwestern mit den blauen Krägen stechen die Schwestern mit den grünen Krägen, die mit den grünen Krägen die mit den grauen. Stechen die Ärzte in Weiß auch die Ärzte in Blau? Dieser Oberarzt sticht sie jedenfalls alle. Er setzt sich zu uns, während wir am Tropf hängen.

„Ich musste mich heute morgen schon sehr ärgern. Wer ist denn auf die Idee gekommen, das aus ihrer Lunge rauszuholen? Ich hätte das nie und nimmer gemacht. Es war völlig klar, dass das keine Metastasen sind. War ich da auf Urlaub?“ Bevor wir antworten können, fällt ihm noch etwas ein: „Ich hätte auch die Chemo nicht gemacht“, sagt er, während das Zellgift in unseren Organismus strömt. Und übrigens: „Kiffen hilft auch gegen die Übelkeit. Falls das ein Thema ist.“